




medico international

rund- schreiben 03/15

Flucht und Migration: Stunde der Autonomie
Südafrika: Bewegung in der Gesundheitspolitik
Guatemala und Sri Lanka: Demokratische Wende?

Über alle

Die Globalisierung der Fre

A misty landscape with a large tree in the foreground and a field of people in the distance.

Partisanen der Migration. Syrische Flüchtlinge wandern über ein Feld in Mazedonien nach Norden.

Grenzen

iheit



Syrien ist überall: Die große Flucht der Syrer nach Europa ist auch ein Kampf um ihre Rechte im eigenen Land

Von Martin Glasenapp

Haben wir alle etwas übersehen? Die zahlreichen Fotos und Filme der vorwiegend syrischen Flüchtlinge am Bahnhof Keleti kamen einem so bekannt vor. Wie sie dort zusammenstanden, in Gruppen sprachen, wie sie begannen Pappschilder zu beschriften, wie Kinder Zeichnungen in die Kameras hielten, ihre Gesichter schminkten, um ihre Forderungen der Welt zu zeigen. Wie sie ihre Demonstrationen durchführten, einer auf der Schulter des anderen, das Megaphon in der Hand, das rhythmische Klatschen im Takt, wie sie Arm in Arm eine rhythmische Welle machen, wie sie ihre Fahne, in diesem Fall die europäische, tragen. All diese Zeichen in Budapest und auf dem Marsch der Syrer nach Wien haben wir zu Beginn des syrischen Aufstands in Damaskus, in Daraa, in Homs oder auch in den kurdischen Regionen Syriens bereits sehen können.

Es war das Jahr 2011, als der arabische Frühling auch in Syrien begann. Die Revolution war noch nicht in einen Bürgerkrieg eskaliert, nichts schien entschieden und alles versprach besser werden zu können. Fast überall im Land kam es zu Versammlungen der Freude, des Aufbegehrens und der Leidenschaft, um die bleierne Last einer scheinbar immerwährenden Herrschaft des Assad-Regimes abzuschütteln. Es wurde geschrieben, publiziert, gedichtet und gesungen. Der syrische Bürgerjournalismus entstand. Der öffentliche Raum, den zuvor alle gemieden hatten, wurde auf einmal politisch. Es waren unerhörte Momente

einer pluralen Demokratie, einer Würde aller und des Freiheitswillens einer ganzen Gesellschaft. „Wir sind ein, ein Syrien“ waren die Rufe: die Einheit aller, die Einheit des Landes und der Gesellschaft gegen die Propaganda der religiösen Trennung und Hetze, mit der das Regime die Proteste spalten und vernichten wollte. Auf einmal entstand in Syrien etwas, was vorher nie ins öffentliche Leben getreten war: Die Armen in den Vorstädten erhoben sich, die Moscheen wurden zu Treffpunkten des Protestes, es entstanden Nachbarschaftsinitiativen, Komitees zum Schutze der Deserteure. Den von der Polizei Verhafteten wurde geholfen. Man fand sich nicht mehr ab mit der düsteren Vorkehrung, dass nichts möglich ist und alle nur in den Verließen der Macht enden. Der Bann war gebrochen.

Gesellschaft der Verjagten

Dann aber begann die Militarisierung. Der Kleinkrieg in den Vierteln, ein Regime, das keine Gnade kannte und einen Gegner in Form von Milizen fand, die sich ihrerseits zur Gnadenlosigkeit gezwungen glaubten. Der Widerstand radikalisierte sich, religiöse Kämpfer strömten ins Land, das Regime setzte Chemiewaffen gegen die Bevölkerung ein, Hunderte erstickten bei diesen Gasangriffen, Hungerblockaden wurden verhängt, z.B. im palästinensischen Viertel Jarmouk, tödliche Fassbomben, mit Sprengstoff und Metallschrott gefüllte Cont-

ainer, wurden von Hubschraubern über oppositionellen Wohnvierteln abgeworfen. Dazu der Ausfall der Elektrizität, der Zusammenbruch der Gesundheitsversorgung, des Bildungssystems, der Stillstand des öffentlichen Lebens. Die syrische Revolution wurde ausgeblutet, zerrieben in den täglichen Opferzahlen und Schreckensmeldungen. Eine Gesellschaft, die den Untertanengeist abschütteln wollte, die ihre eigene Bürgerschaft erfand, versank in einer humanitären Katastrophe und wurde zu einer Gesellschaft der Verjagten.

Auch deshalb hatten wir alle bereits fast vergessen, wie alles begann. Aber die Bilder und Zeichen aus Budapest beweisen: Die Erfahrungen des demokratischen Aufstands sind immer noch da, und ihre Artikulation und Möglichkeit, die in Syrien keine Chance mehr hatte, wird jetzt von den Abertausenden mitgebracht, die keine Möglichkeit mehr sehen außer der Flucht nach Europa. Die syrische Flucht exportiert die Zeichen ihrer großen Erhebung: Freiheit und Würde – und auch ihre Fertigkeiten. Etwa wenn im von Flüchtlingen überfüllten Untergeschoss des Bahnhofs Keleti syrische Ärzte aus dem Nichts eine kleine Notfallklinik einrichteten, so wie sie es bereits in den Bombenkellern von Damaskus oder Aleppo getan hatten. Oder wenn sich die Syrer an der serbisch-ungarischen Grenze, in Budapest auf dem Marsch nach Wien oder auf dem Weg nach Skandinavien zusammenschließen, gemeinsam handeln und in diesen Momenten wieder ihren demokratischen Aufbruch verteidigen. Sie fordern ihre Rechte, wie sie es zuvor in Syrien getan haben.

Das aber ist nur die eine Seite. Wenn wir es wirklich verstehen wollen, wenn die Freundlichkeit ihrer momentanen Begrüßung im Land überdauern soll, dann müssen wir im gleichen Atemzug anerkennen, dass die Syrerinnen und Syrer und mit ihnen auch die Flüchtlinge aus dem Irak auch das Scheitern einer westlichen

Nahostpolitik mit nach Europa bringen. Sie bringen die Frage ihrer Zukunft mit zu uns und wie sie es tun, kann es keine Lösung ohne Anerkennung ihrer Freiheitsrechte auch in Syrien oder auch dem Irak geben. Sie sagen uns, dass es nicht ausreicht, wie die Welt versucht, die syrische Katastrophe zu verwalten. Jetzt sind 13 Millionen Syrer innerhalb und außerhalb des Landes auf der Flucht. Jahrelang hat die syrische Bevölkerung um Hilfe gebeten, sie forderte, dass das Sterben beendet und ein tatsächlicher politischer Wechsel möglich wird. Aber der Bürgerkrieg im Land, der auch ein Krieg vieler anderer auf dem Rücken der syrischen Bevölkerung ist – von der Türkei über den Iran bis zu den Golfstaaten, Russland und letztlich auch den USA – wurde höchstens eingehegt und stillgestellt in dem täglichen Sterben. Sogar die dringende und ständig unterfinanzierte humanitäre Hilfe alimentierte diesen Zustand in gewisser Weise, weil sie aus dem richtigen Gebot des Beistands in der Not zugleich die lokalen Herrschaften der einzelnen Warlords im kriegszerklüfteten Syrien stabilisiert, die alle Interesse an dem Verbleib der Menschen haben, sei es als finanzielle Ressource oder mögliche Wehrpflichtige.

Ziel bleibt ein anderes Syrien

Die Welt handelte, als könnte es ewig so weitergehen. Aber für die Menschen ging es nicht mehr. Syrien war eine Todesziffer geworden. Kaum einer von jenen, die jetzt in Ungarn, Österreich oder Deutschland sind, oder die sich auf den Weg gemacht haben, wollte sein Land verlassen. Nicht das Glücksversprechen Europa war es, sondern das nicht mehr auszuhaltende Leben zu Hause oder in einem der unzähligen Flüchtlingslager ließ sie aufbrechen. Allein im August kamen rund 1.300 Menschen in Syrien ums Leben, davon über 300 Kinder. Um die Städte Aleppo und Idlib wurden im ver-

gangenen halben Jahr 1,5 Millionen Syrer zu Flüchtlingen. Geschätzte 600.000 Menschen sind von der Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten weitgehend abgeschnitten. Das Welternährungsprogramm der UN musste aus Geldmangel die Hilfe für syrische Flüchtlinge in den Anrainerstaaten kürzen. Im April wurden noch 2,1 Millionen Flüchtlinge versorgt, heute sind es nur noch 1,4 Millionen. Unter diesen Bedingungen wird selbst ein nacktes Ausharren immer unmöglicher. Auch das ist ein Grund, warum sich jetzt ganze Familien auf den Weg machen. In Budapest waren Syrer aus fast allen Landesteilen. Aus Aleppo und Idlib im Norden, aus Raqqa, der IS-Hochburg, aus Deir ez-Zor am Euphrat, aus den kurdischen Gebieten, selbst aus Damaskus. Viele von ihnen gehören der Mittelklasse an, haben eine Ausbildung, zumeist ein englischsprechendes Familienmitglied. Und sie hatten noch die finanziellen Ressourcen, die gefährliche Flucht über das Mittelmeer und die Balkanstaaten zu bezahlen. Hört man ihnen zu, so sagen sie, dass sie keinesfalls ihren syrischen Traum aufgegeben haben, aber Syrien erst nach dem Ende des Krieges wieder eine Zukunft haben kann.

Aber nicht das Ende, sondern der Anfang einer erneuten Militarisierung ist absehbar. Es gibt Hinweise für eine verstärkte russische Truppenpräsenz im Land und das Assad-Regime hat sich mehr oder weniger auf seine Kerngebiete um Damaskus, Aleppo und die syrische Küste zurückgezogen. Aus dem palästinensischen Viertel Jarmouk in Damaskus berichtet der medico-Partner Jafra, dass eine erneute Hungersnot droht, weil Rebellenmilizen eine wichtige Verbindungsstraße unterbrochen haben. In Erbin, einer Stadt im Süden von Damaskus, kann ein Schulprojekt aufgrund starker Kämpfe derzeit nicht fortgesetzt werden. In der Türkei steht die kurdische Demokratiebewegung kurz vor dem Verbot, es kommt zu täglichen Gefechten, die in Momenten fast an

syrische Verhältnisse zu Beginn des Bürgerkriegs erinnern, etwa wenn in der Region Cizre Krankenwagen so lange vom Militär auf der Straße angehalten werden, bis die Verletzten verblutet sind. All das und die türkischen Pläne einer syrischen Sicherheitszone haben auch unmittelbare Auswirkungen auf die kurdischen Gebiete in Syrien. In Kobane verübte der „Islamische Staat“ im Juni ein Massaker, dem 240 Menschen zum Opfer fielen. Seitdem liegt die Angst vor einem weiteren Anschlag wie eine Glocke über der Stadt und lässt selbst von dort, wohin pro Woche noch immer 2.000 Menschen zurückkehren, die Menschen fliehen. Auch deshalb arbeitet die lokale Verwaltung mit großer Eile am Wiederaufbau. Damit wenigstens hier ein Bleiben und eine erste Zukunft möglich wird.

Durch die große Flucht hat sich Syrien globalisiert, es ist jetzt gewissermaßen überall. Damit die Syrer wieder zurückgehen können, was sehr viele wollen, braucht es mehr als das Ende der Kämpfe im Land. Es braucht eine realistische Perspektive, die in Aussicht stellt, was im Jahr 2011 begann und was wir in diesen Tagen in ihren Märschen der Hoffnung auf den Autobahnen wiedersahen: Dass das Recht auf Rechte in Syrien möglich ist. Erst dann wird die große Rückkehr beginnen.

medico leistet in Syrien weiter Überlebenshilfe. Nahrungsmittel im oppositionellen Damaskus, die freie Schule in Erbin, das Krankenhaus in der kurdischen Symbolstadt Kobane, und jetzt auch eine Blutbank im südlichen Daraa, wo der syrische Aufstand begann. Mehr denn je braucht es Beistand für all jene, die in Syrien weiter dafür einstehen, dass ein besseres Leben möglich wird.

Spendenstichwort: Syrien



Damaskus oder Aleppo im Frühjahr 2011? Nein, Protest syrischer Flüchtlinge im Bahnhof Keleti in Budapest, Ungarn, September 2015.



Nach dem Marsch der Hoffnung von Budapest Richtung Westen. Eine Familie aus dem syrischen Deir ez-Zor auf dem Weg zur österreichischen Grenze.

Erst einmal geschafft

Von Syrien nach Thüringen: Flüchtlinge erzählen von ihrem Weg und der ungewissen Zukunft

Von Heike Kleffner

„Ohne Assad säßen wir jetzt sicher nicht an einem Tisch“, sagt Khalil*, Palästinenser aus Daraa. In seiner Heimatstadt begann im März 2011 der Aufstand gegen das Regime von Baschar al-Assad mit Protesten von Eltern, deren Kinder vom syrischen Geheimdienst inhaftiert und gefoltert worden waren. So lange wie möglich habe er versucht, die Eskalation der Gewalt und Zerstörung zu ignorieren, betont Khalil. Sein Vater, der als Flüchtling 1948 nach Syrien kam, wollte, dass der Sohn das Betriebswirtschaftsstudium zu Ende bringt. „Kaum hatte ich meinen Abschluss, sollte ich zur Armee eingezogen werden. Aber ich wollte mich nicht an diesem hässlichen Krieg beteiligen.“

Wie Zehntausende andere wehrpflichtige junge Syrer beschloss auch er zu fliehen: Sechs Tage brauchte Khalil, um von Daraa im äußersten Südwesten Syriens per Bus und zu Fuß an die rund 600 Kilometer entfernte türkisch-syrische Grenze im Norden Syriens zu kommen. Nachts überquert er mit anderen Syrern die Grenze und hat Glück, dass keine türkischen Soldaten zur Stelle waren. Knapp sechs Wochen später sitzt der 25-Jährige Ende August in einem T-Shirt, Sporthosen und ausgetretenen braunen Halbschuhen im Café International im thüringischen Eisenberg und tauscht sich mit vier anderen Syrern über die Fragen aus, die sie seit ihrer Ankunft in Deutschland bewegen.

Neben Khalil sitzt Omar aus Aleppo. Der 27-Jährige mit der Intellektuellenbrille im schmalen Gesicht übersetzt das Gespräch vom Arabischen in ein zögerndes, aber gut verständliches Englisch, das er „aus US-amerikanischen Fernsehserien auf Youtube“ gesammelt hat. Omar hat Biotechnologie studiert, ist aber noch ohne Abschluss. Ein Jahr und drei Monate war er in einem der zahllosen überfüllten Gefängnisse des syrischen Geheimdienstes inhaftiert. Als er wieder freigelassen wurde, „begannen die Bombardierungen“. Nachfragen zu den Hintergründen und Erlebnissen in der Haft blockt er höflich ab. „Du weißt doch, dass es jeden in Syrien treffen kann.“ Er will lieber weiter für die anderen Männer am Tisch übersetzen. Dann legt er seinem Nachbarn Ahmed eine Hand auf die Schulter.

Ahmed ist fast vollständig erblindet, seine Augenlider sind über eingefallenen Augenhöhlen verklebt, nervös tasten seine Hände über die Tischoberfläche. Ahmed lebte als Zigarettenverkäufer in der Nähe von al-Hassaka im Norden Syriens, als „das ganze Dorf“ geflohen ist. „Wir hatten Angst vor allen – vor der Armee und vor dem IS“, sagt der untersetzte Mann. Ein Jahr hat er für die Flucht von Syrien nach Deutschland gebraucht – „immer hat mich jemand mitgenommen und geführt“. Zusammen mit Nachbarn aus dem Dorf überquerte er die türkische Grenze. Dann brachten ihn türkische Polizisten in ein Flüchtlingslager. Wie lang er in

dem Camp war, kann Ahmed nicht genau sagen, nur dass er weiterfloh, weil er sich in der Nähe der Grenze nicht mehr sicher fühlte. „Er hatte Angst, dass der Krieg ins Lager kommt“, übersetzt Omar für ihn. Khalil ergänzt, dass auch in Izmir Geheimdienstleute von Assad unterwegs gewesen seien. Die Angst, auch im Ausland vom Regime verfolgt zu werden, „hat wohl jeder Syrer“. Mehr will Khalil nicht sagen, aus Furcht, seine Frau und sein Kind zu gefährden, die er in Daraa zurücklassen musste. Alle am Tisch bis auf den Blinden nicken. Die Sorge um in Syrien zurückgebliebene Familienmitglieder – Eltern, Geschwister, Ehefrauen und Kinder – belastet alle. Omar zieht sein Handy und zeigt eine Reihe von verwackelten Fotos: „Meine Mutter.“ Eine Frau mit zerfurchtem Gesicht und weißen Kopftuch, die zurückhaltend in die Kamera schaut, dann mehrere Fotos zerschossener Häuserfronten, Schuttberge in einer schmalen Gasse, ein Bombenkrater neben einem zerstörten Haus. „Mein Stadtteil und der Laden meiner Eltern.“ Dann fügt Omar hinzu: „Es gibt keine Zukunft in Syrien.“

Musa, ein kurdischer Schneider, dessen Dorf vom IS überrannt wurde und dessen Frau sowie sein dreijähriger Sohn noch in der Türkei sind, mischt sich ein: Sein schlimmstes Fluchterlebnis habe er in Tschechien gehabt. „70 Tage war ich in einem Lager in Tschechien, die Polizei dort hat mir alles weggenommen – meine Papiere, mein Geld, mein Handy“, sagt der Enddreißiger. „Das schlimmste ist, dass ich mit dem Handy auch alle Dokumente und meine Kontakte verloren habe.“ Omar wirft ein, dass er von einer Gruppe syrischer Männer gehört habe, denen Handys und Papiere von Polizeibeamten in Bayern abgenommen worden seien. „Wegen Dublin.“ Jetzt hätten die Männer nur noch Quittungen mit einem Aktenzeichen und ihren Namen und einem Schreiben der Bundespolizei, mit dem sie nach dem sogenannten Königsteiner Schlüssel, der die inner-

deutsche Aufteilung der Flüchtlinge nach Einwohnerzahl und Steueraufkommen unter den Bundesländern regelt, nach Eisenberg verteilt wurden.

Alle am Tisch sind erst seit wenigen Tagen in der Zentralen Erstaufnahmestelle für Asylsuchende des Freistaats Thüringen, einer ehemaligen Wurstfabrik. Doch die Enge in den – mit 950 Menschen bis an die äußerste Kapazität belegten – Schlafräumen, Doppelstock-Containern oder Zelten, zehrt schon jetzt an ihnen. Sie sind froh, dass sie im Café International – mit Steckdosenleisten zum Laden von Mobiltelefonen, mit Deutsch-Sprachkursangeboten, Kinderspielecke sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die beim Aktivieren von SIM-Karten helfen – einen Ort gefunden haben, an dem sie wenigstens für ein paar Stunden bei Kaffee und Tee ein Gefühl von Ruhe bekommen. Niemand kann ihnen derzeit sagen, wann oder wohin sie innerhalb Thüringens weiterverteilt werden. Und niemand kann die Fragen beantworten, die sie am meisten beschäftigen: Omar möchte in Deutschland weiter Biotechnologie studieren und sorgt sich, ob das trotz fehlender Dokumente möglich sein wird. Musa und Khalil fragen sich, wie sie ihre Familien nachholen und so schnell wie möglich Arbeit finden können. Der blinde Ahmed hingegen will nicht in Deutschland bleiben, sondern zu einem Cousin nach Schweden. „Aber erst muss ich wieder Zigaretten verkaufen, um meine Reisekasse aufzufüllen“, sagt Ahmed. Zum ersten Mal lacht die syrische Tischrunde.

Heike Kleffner ist Journalistin und Mitglied im Beirat der Mobilien Beratung für Opfer rechter Gewalt in Sachsen-Anhalt.

* Alle Name von der Reaktion geändert.

Kein Meer ist zu groß

Mali: Allen Gefahren zum Trotz halten Migranten in Afrika an dem Traum von Europa fest

Von Christian Gropper

Victor kam aus einem kleinen Dorf, rund zwei Autostunden von der nigerianischen Hauptstadt Abuja entfernt. Vor vier Jahren hatte er es verlassen. Mit siebzehn. Ein zweites Hemd, eine Hose, seine Papiere und etwas mehr als 1.000 Dollar, sorgfältig mit einem Gummiband umwickelt, steckten in einer Sporttasche. Seine Eltern hatten lange gesammelt, auch andere aus dem Dorf etwas dazugegeben. Beim Abschied weinte die Mutter und der Vater schaute ihm noch lange nach, als er in den klapprigen Bus stieg. Die Reiseroute hatte Victor genau studiert. Über Benin, Burkina Faso und Mali wollte er nach Algerien und Libyen bis an die Küste des Mittelmeeres und von dort aus mit einem Boot weiter bis nach Europa. Er glaubte fest daran, in Italien oder Spanien viel Geld verdienen zu können, für sich, seine Eltern und die Menschen aus seinem Dorf. Victor ist niemals in Europa angekommen. Seit drei Jahren gibt es kein Lebenszeichen mehr von ihm.

Es ist heiß und feucht im Hof der migrantischen Selbsthilfeorganisation ARACEM in der maliischen Hauptstadt Bamako. Hier erzählt Emmanuel vom Schicksal seines Cousins Viktor. Auch er ist vor drei Jahren von zu Hause fortgegangen, über Togo und Ghana kam er nach Mali, um etwas für die Weiterreise zu verdienen. Doch einen ungelerten Arbeiter kann man in einem der ärmsten Länder der Welt nicht gebrauchen.

Sein Geld ist längst aufgebraucht und Emmanuel hat keine Ahnung, wie es weitergehen soll. Neben ihm sitzen mehrere junge Männer. Einige schauen mit leeren Blicken ins Nichts, andere reden miteinander. Es sind Geschichten von geplatzten Träumen und gescheiterten Lebensläufen. Sie kommen aus Kamerun, Nigeria, Äquatorialguinea, der Elfenbeinküste oder einem der zahlreichen Länder Zentral- und Westafrikas. Alle haben ein besseres Leben gesucht, viele sind Monate oder Jahre unterwegs. Jetzt sind sie hier in Mali gestrandet.

Mit einem knarrenden Geräusch öffnet sich das rostige Hoftor. Rund zwanzig junge Männer in Sporttrikots kommen lachend herein. Angeführt von Roméo Ntamag, Präsident der ARACEM. Sie waren Fußball spielen, haben für einen Augenblick den tristen Flüchtlingsalltag vergessen. ARACEM, das bedeutet übersetzt: Verband der abgeschobenen Zentralafrikaner in Mali. Gegründet wurde er von Roméo Ntamag und seinem Cousin Patrice Bobkar Zinahad, beide aus Kamerun. Vor zehn Jahren sind sie nach ihrer gescheiterten Reise in den Norden in Bamako gelandet. Doch aufgeben wollten sie nicht und gründeten deshalb eine eigene Organisation. Mit der Unterstützung von medico international gelang es ihnen, ein Haus anzumieten, in dem abgeschobene Migranten aus Zentralafrika eine erste Anlaufstelle finden



Foto: Christian Gropper

„Wir haben keine Chance hier, wir wollen sie in Europa nutzen.“ Aus Gabun Abgeschobene in Bamako. Sie wollen weiter nach Europa – eine Szene aus dem Dokumentarfilm „Das nächste Mal Europa“.

und für ein paar Tage zur Ruhe kommen können. Es gibt medizinische und psychosoziale Hilfe, warme Mahlzeiten und tröstende Worte. Für die Abgeschobenen ist das Team um Roméo und Patrice oft der erste Lichtblick auf ihrer langen Reise. Doch große Hoffnungen können auch sie ihnen nicht machen. An Arbeit ist in der Hauptstadt Malis kaum zu denken, für junge Malier nicht und erst recht nicht für Migranten aus Zentralafrika.

Auch Emmanuel weiß nicht mehr, wie es weitergehen soll. Noch hofft er, mit ein paar Jobs am Straßenrand Geld für eine weitere Etappe in den Norden zusammenzubekommen. Dann will er durch die große Wüste, um sich in Algerien oder Marokko genug für die Fahrt über das Meer zu verdienen. Natürlich weiß er, dass Eu-

ropa nicht auf ihn wartet und wie mühsam und gefahrenvoll der Weg ist. Aber überall sei es besser als hier, weit weg von zu Hause, weit weg von seiner Familie. „Es gibt keine Mauern und keine Barrieren“, sagt Roméo, „die die jungen Männer zurückhalten können. Solange sich die Verhältnisse in den Heimatländern nicht verändern, werden sie es weiter versuchen. Keine Schreckensnachrichten über Ertrunkene oder angezündete Flüchtlingsheime werden daran etwas ändern.“

Wenn Roméo mit den Abgeschobenen spricht, hören sie aufmerksam zu, denn er weiß, wovon er redet. Schließlich hatte er sich selbst einmal auf den Weg gemacht, mit den gleichen Träumen, an die hier fast alle glauben. Geld verdienen, als Händler oder in den Gewächshäusern

Spaniens, vielleicht sogar als Profi in einem Fußballclub oder als Sänger. Roméos Weg verlief anders: Seit ein paar Jahren lebt er zwei Leben. Eines in Bamako als Präsident der ARACEM, das andere als Migrant in Südfrankreich, wo er eine Ausbildung zum Solaranlagentechniker macht und sich ein wenig Geld bei einem Fußballverein verdient. Sein Wissen will er später in Mali anderen vermitteln. Nur so gebe es Hoffnung für die Menschen in West- und Zentralafrika. Denn es braucht gut ausgebildete Menschen für eine lebenswürdige Zukunft.

Der nächste Morgen um 10 Uhr auf dem Hof des Zivilschutzes in Bamako. Es wird hektisch, ein Soldat mit einem Funkgerät ruft etwas über den Platz. Ein Vertreter der Regierung ist da, Journalisten halten ihre Kameras bereit. Kurz darauf ertönt eine Art Sirene und zwei Busse fahren auf den Hof. Die Passagiere, die herausklettern, wirken abgespannt und müde. Es sind 129 junge Malier. Über 3.700 Kilometer waren sie unterwegs. Abgeschoben aus Libreville, der Hauptstadt von Gabun. In langen Reihen stehend und mit leeren Blicken warten sie auf ihre Registrierung. Keiner weiß, wohin es nach der Erstaufnahme gehen soll. Idrissa ist ein neunzehnjähriger Junge aus einem Dorf bei Kayes. Fast ein Jahr, so erzählt er, war er in Gabun. Vor ein paar Wochen geriet er in eine Kontrolle und kam ins Gefängnis. „Was haben wir denn getan? Wir sind keine Verbrecher, wir suchen doch nur Arbeit.“ Idrissa besitzt keinen einzigen Franc mehr, kann sich nicht einmal ein Busticket für eine Rückkehr in sein Heimatdorf kaufen. Doch er will ohnehin nicht zurück. Dort erwarten sie einen Rückkehrer mit Geld in der Tasche – und keinen Abgeschobenen mit leeren Händen.

Auch Keita Mahamadou, Souadou Touré und Amadou Coulibaly, drei Mitarbeiter der Organisation AME sind auf dem Hof. Sie sprechen mit den Neuankömmlingen, notieren sich ihre Handynummern und laden sie ein, zum Büro

der AME zu kommen, der Malischen Vereinigung der Abgeschobenen. Amadou war selbst einmal als Migrant in Frankreich, bis er ausgewiesen wurde und in Bamako auf die AME traf. Jetzt kann er die Ratschläge geben, die ihm selbst einmal geholfen haben. Am nächsten Tag sitzen im Gebäude der AME sechs junge Malier, die vor kurzem aus Spanien abgeschoben wurden. Amadou eröffnet eine Gesprächsrunde, die jedem die Möglichkeit gibt auszusprechen, was in ihm vorgeht. Viele erfahren hier, dass sie Leidensgenossen haben, denen es ähnlich ergangen ist, und dass es Möglichkeiten gibt. Bakary erzählt, dass er in Spanien jahrelang Sozialversicherungsbeiträge gezahlt hat und sich jetzt betrogen fühlt. Die Mitarbeiter der AME schreiben alles auf, geben Tipps und raten den Abgeschobenen aus Spanien, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam für ihre Rechte zu kämpfen. Gleich morgen will Amadou mit einem Anwalt sprechen, um die Sozialbeiträge geltend machen zu können.

Am anderen Ende von Bamako, im Hof der ARACEM, überlegt Emmanuel, nun doch nach Norden weiterzuziehen. Roméo Ntamag wird ihn nicht aufhalten können. Auch wenn alle wissen, dass er ohne Geld und Kontakte kaum eine Chance haben wird, nach Europa zu gelangen. „Ich muss es versuchen“, sagt Emmanuel. „Oder hast du eine andere Idee für mich?“

Der Filmemacher Christian Gropper plant einen Dokumentarfilm über die Situation der Abgeschobenen in Mali. Eine achtminütige Kurzdoku gibt es bereits: „Das nächste Mal Europa“, zu sehen unter www.medico.de/mali-film.

medico unterstützt seit vielen Jahren die Arbeit der migrantischen Selbsthilforganisationen AME und ARACEM in Mali.

Spendenstichwort: Mali

Für das Recht zu gehen



Részke, Ungarn. Foto: Reuters

Weltweit sind Menschen auf der Flucht vor Krieg, Armut und Hoffnungslosigkeit. medico-Partner helfen. Ein Überblick

Mittelmeer

Seit Oktober 2014 betreibt die Initiative Watch the Med ein Alarmtelefon, bei dem Flüchtlinge anrufen können, die auf dem Mittelmeer in Seenot geraten sind. Rund um die Uhr sitzen Ehrenamtliche am Telefon. Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, dass die Zahl der Toten auf dem Mittelmeer nicht noch viel höher ist.

Griechenland/Türkei

Gemeinsam mit Pro Asyl unterstützt medico in Griechenland und der Türkei sogenannte Refugee Support Teams: Rechtsanwälte, Dolmetscher und Forscher stehen besonders schutzbedürftigen Flüchtlingen wie un-

begleiteten Minderjährigen sowie Folteropfern zur Seite und intervenieren gegen illegale Haft und Abschiebungspraktiken.

Deutschland

Das Asylbewerberleistungsgesetz verhindert eine Vielzahl von Gesundheitsleistungen für Flüchtlinge. 33 Medibüros und Medinetze sind zusammen mit kooperationswilligen ÄrztInnen, Krankenhäusern und Hebammen aktiv, um wenigstens örtlich eine ausreichende menschenrechtlich basierte Gesundheitsversorgung sicherzustellen. Gemeinsam mit den Medibüros und Medinetzen in Deutschland sowie dem Verein demokratischer Ärztinnen und Ärzte ruft medico international dazu auf, die medizinische Minderversorgung von Asylsuchenden und Flüchtlingen zu beenden.

Syrien

Nach fünf Jahren Bürgerkrieg sind über zwölf Millionen Menschen (UN OCHA 05/2015) innerhalb Syriens auf humanitäre Hilfe angewiesen. Innerhalb dieser Gruppe sind die palästinensischen Flüchtlinge besonders hart betroffen. Im palästinensischen Flüchtlingsviertel Jarmuk, das vom Assad-Regime über Monate ausgehungert wurde und 2015 auch noch von IS-Milizen angegriffen wurde, leistet die Jafra Foundation überlebenswichtige Hilfe für die Bevölkerung. Im kurdischen Kanton Cizîrê (Syrien) haben 6.000 jesidische Flüchtlinge im Camp Newroz Zuflucht gefunden. Das Camp ist weitgehend von der internationalen Hilfe abgeschnitten. medico lieferte im April Lebensmittelpakete für die 750 Familien im Camp.

Libanon

Im Libanon macht die syrische Diaspora zusammen mit den palästinensischen Flüchtlingen ein Viertel der Gesamtbevölkerung aus. In der nördlichen Bekaa-Ebene betreibt der medico-Partner Amel eine lokale Klinik und leistet permanente Nothilfe. Versorgt werden die, die kommen und nichts haben.

Israel

Seit Jahren setzt sich die israelische Menschenrechtsorganisation Physicians for Human Rights – Israel (PHR-IL) dafür ein, die israelische und internationale Aufmerksamkeit auf die Grausamkeiten zu lenken, die auf ägyptischem Territorium in einem weitgehend rechtsfreien Raum an vor allem eritreischen und sudanesischen Flüchtlingen verübt werden. Zugleich sorgt die Organisation dafür, dass Folteropfer nach ihrer Ankunft in Israel die notwendige Versorgung und Unterstützung erhalten.

Ägypten

Das Menschenrechtszentrum El Nadeem Center for the Rehabilitation of Victims of Violence ist ein wichtiger Partner des UNHCR bei der Anerkennung von Flüchtlingen in Ägypten aufgrund von Folter in den Herkunftsländern wie dem Sudan, Äthiopien und Eritrea. Zudem unterstützt El Nadeem die Selbstorganisation von Flüchtlingen in Ägypten.

Westafrika

Westafrika bildet eine Drehscheibe der Flucht nach Europa, aber auch der zwangsweisen Rückkehr. Vom Network of Ex-Asylum Seekers Sierra Leone (NEAS-SL) in Sierra Leone bis zur Association Malienne des Expulsés (AME) und ARACEM in Mali: medico unterstützt mehrere Initiativen, die von abgeschobenen und zurückgewiesenen Migranten zur Selbsthilfe bzw. -organisation gegründet wurden und die sich heute für die Rechte von anderen Betroffenen einsetzen: durch direkte Hilfe und Rechtsberatung, aber auch eine aktive Öffentlichkeitsarbeit und transnationale Vernetzung. Auch in Mauretanien, wo auf Druck der EU sowohl auf dem Meer als auch auf dem Land ein rigoroses Grenzkontrollsystem aufgebaut wurde, setzt sich die Association Mauritanienne des Droits de l'Homme (AMDH) für die Belange der blockierten Transmigranten ein.

Mexiko

Die Movimiento Migrante Mesoamericano (M3) setzt sich für die Rechte und den Schutz der Migranten aus Zentralamerika ein, die den lebensgefährlichen Versuch unternehmen, durch Mexiko in die USA zu gelangen. Das reicht von der Dokumentation von Menschenrechtsverletzungen bis zur Organisation öffentlichkeitswirksamer Karawanen. Auch die Migranten-Herberge „La 72“ leistet Hilfe und Rechtsbeistand für durchreisende Menschen und für jene, die sich niederlassen wollen.



Syrien, Camp Newroz.

DAS RECHT, RECHTE ZU HABEN

Die große Flucht hat jetzt unwiderruflich auch Europa erreicht. Alle, die hier Überleben, Schutz und Hilfe suchen, sind Beweis der Rechtlosigkeit in den Krisengebieten, ob in den ökonomisch ausgezehrtten Regionen Afrikas oder in Kriegszonen des Nahen Ostens und Afghanistans. Mit ihrem Kommen fordern sie ihr Recht auf ein besseres Leben ein. medico unterstützt die Selbstorganisation von Migranten und Abgeschobenen in Mittelamerika, Afrika und dem Nahen Osten. Damit Geflüchtete auch psychosoziale Hilfe erhalten, fördert medico verstärkt entsprechende Beratungsstellen in Deutschland. Zudem finanzieren wir eine Rechtsfibel in Farsi und Arabisch, die alle Flüchtlinge auf Lesbos vor ihrer Weiterreise erhalten. Denn auch Europa ist kein Geschenk, sondern ein Recht, das erkämpft werden muss.

Spendenstichwort: Flüchtlingshilfe



3.1. Fluchtwege sind Verkehrswege, an die besondere Anforderungen zu stellen sind und die der Flucht aus einem möglichen Gefährdungsbereich und in der Regel zugleich der Rettung von Personen dienen. Fluchtwege führen ins Freie oder in einen gesicherten Bereich.

4.2. Fluchtwege, Notausgänge und Notausstiege müssen ständig freigehalten werden, damit sie jederzeit benutzt werden können.

4.8. Fluchtwege sind deutlich erkennbar und dauerhaft zu kennzeichnen.

5.1. Fluchtwege sind in Abhängigkeit von vorhandenen Gefährdungen anzuordnen.

5.3. Die Mindestbreite der Fluchtwege bemisst sich nach der Höchstzahl der Personen, die im Bedarfsfall den Fluchtweg benutzen. Die Mindestbreite des Fluchtweges darf durch Einbauten oder Einrichtungen nicht eingeengt werden.

6.5. Am Ende eines Fluchtweges muss der Bereich im Freien bzw. der gesicherte Bereich so gestaltet und bemessen sein, dass sich kein Rückstau bilden kann und alle über den Fluchtweg flüchtenden Personen ohne Gefahren aufgenommen werden können.

Auszüge aus: Technische Regeln für Arbeitsstätten, „Fluchtwege und Notausgänge, Flucht- und Rettungsplan“, ASR A2.3, August 2007, zuletzt geändert GMBI 2014